Ein deutsches Ehepaar eröffnete in Peru ein Missionskrankenhaus – alle Mitarbeiter sind bekennende Christen

Von Gott in die Anden berufen

Von WZ-Korrespondent Tobias Käufer

■ Gratis-Behandlung für die Indios, kein Gehalt für die europäischen Ärzte.

Lima. In der peruanischen Kleinstadt Curahuasi gibt es nur vier kleine Restaurants, die Pizza und Hühnchen anbieten, und ein kleines Café. Oft fällt der Strom aus oder es gibt kein Wasser und die Internetverbindung ist für europäische Verhältnisse abschreckend langsam, wenn sie denn überhaupt funktioniert. Nichts würde einen Touristen aus dem reichen Europa freiwillig in das bettelarme Bergdorf verschlagen.

Und doch hat sich die Wienerin Katharina Leeb (39) wie viele andere sonst gut bezahlte Chefärzte, Krankenpfleger und Verwaltungsangestellte aus Europa und Nordamerika ausgerechnet für diesen auf den ersten Blick so tristen Platz entschieden. Die Gynäkologin und Geburtshelferin tauscht ihr bisheriges komfortables Leben am Landeskrankenhaus in Villach ab Montag gegen eine entbehrungsreiche Zeit in den peruanischen Hochanden ein. „Ich kann hier alles unter einen Hut bringen: meinen Beruf, meinen christlichen Glauben und die Liebe zu den Bergen", sagt Leeb. Seit ein paar Monaten ist sie bereits in Peru, um Spanisch zu lernen. Die Erfahrungen ihrer bisherigen Auslandseinsätze in Nepal (2004) und nach dem schweren Erdbeben in Pakistan (2006) werden ihr helfen, sich in der neuen Umgebung schnell zurechtzufinden.

Das Ärzteehepaar Martina und Klaus John aus Wiesbaden in Deutschland sind die Gründer des Spitals „Diospy Suyana". Martina arbeitet als Kinderärztin, ihr Mann Klaus, ausgebildeter Chirurg als Direktor. „Nach unserer Facharztausbildung haben wir 1991 Peru als Rucksacktouristen bereist. Die Not der rund zehn Millionen Berglandindianer, der Quechua, hat uns sehr bewegt. Da wir ohnehin in der Dritten Welt arbeiten wollten, haben wir damals eine Entscheidung getroffen: Wenn wir es schaffen, ein Missionskrankenhaus zu bauen, dann bauen wir es hier auf."

Was als verrückte Idee ohne Geldgeber und staatliche Unterstützung begann, ist seit einigen Jahren Realität. Das Krankenhaus genießt aufgrund seiner modernen Ausstattung und seinem gut ausgebildeten internationalen Personal bei den Quechua-Indios, den Nachfahren der legendären Inkas, einen ausgezeichneten Ruf.

Und Klaus John ist von der Umgebung jeden Tag aufs Neue fasziniert: „Wir blicken hier aus den Fenstern meines Büros auf schneebedeckte Berge, die alle über 5000 Meter hoch sind. Am rechten Ende dieser Bergkette befindet sich ein großer Vulkan mit einer Höhe von 6271 Metern."

Katharina Leeb (3. von rechts) mit Ehepaar John und Pflegerin Heinz im einzigen Café des Orts.

Wie ein Raumschiff wirkt die Klinik in den Anden. Fotos: Käufer

Das Krankenhaus verfügt über hochmoderne Ausstattung, eine Intensivstation und eine Zahnklinik. Möglich gemacht haben dies fast 18 Millionen US-Dollar an Geld und Sachspenden, die die Johns nahezu komplett in die Infrastruktur investiert haben. Das Geld kommt von Unterstützerkreisen aus der ganzen Welt und von Gönnern, die Klaus John während seiner Vortragsreisen in bislang mehr als 14 Ländern hat überzeugen können. Auch Perus ehemalige Präsidentengattin zählt zu den Paten. Mit 135 festangestellten peruanischen Mitarbeitern ist das Spital einer der wichtigsten Arbeitgeber in der Region. Mehr als 100.000 Patienten konnten bereits behandelt werden.

Arbeiten ohne Gehalt

Katharina Leeb war zuletzt im Landeskrankenhaus in Villach als Oberärztin tätig. Sie macht nicht nur finanziell, sondern auch was das berufliche Umfeld angeht, bewusst einen freiwilligen Rückschritt: „Ich habe die medizinische Qualität, die es in Österreich gibt, stets zu schätzen gewusst. Gerade in Notfällen hat dies vielen Menschen das Leben gerettet. Wenn man in einem Land arbeitet, in dem noch gar kein ausgebildetes Team vorhanden ist und man erst zwei, drei Personen einarbeiten muss, dann ist das ein ganz anderes Arbeiten."

Wie alle ausländischen Mitarbeiter wird Katharina Leeb in den kommenden Jahren ohne Gehalt arbeiten. Stattdessen musste sie in der Heimat einen Unterstützerkreis aufbauen. Familie, Freunde, Menschen, die ihren Lebensweg unterstützen, spenden monatlich einen kleinen Betrag, mit der Leeb in Peru ihren Lebensunterhalt bestreiten und in der Heimat die Pensionszahlung fortsetzen kann. Krankenhausgründer Klaus John weiß, dass er seinen Mitarbeitern viel abverlangt: „Das Krankenhaus ‚Diospy Suyana' ist ein Missionsspital. Das heißt, dass alle internationalen Mitarbeiter, die hier mitwirken, aus dem Glauben ihre Kraft für ihre Tätigkeit schöpfen. Sie glauben, dass Gott sie lieb hat, und sie wollen diese Liebe weitergeben. Auf viel Geld zu verzichten, um hier arbeiten zu können, ist Teil des Deals." Mit einer morgendlichen Andacht beginnt die Arbeit im Krankenhaus. Danach werden alle Patienten behandelt, auch die, die ihre Rechnung nicht bezahlen können.

Bei der Auswahl der Mitarbeiter achten die Johns darauf, nur bekennende Christen einzustellen. „Die Menschen müssen bereit sein, ihr Leben jeden Tag danach auszurichten", sagt Klaus John. Nicht jeder ist deshalb geeignet, in Curahuasi mitzuarbeiten. Pflegedienstleiterin Ortrun Heinz gehört mit ihren 71 Jahren zu den erfahrensten Mitarbeiterinnen des Krankenhauses. Die Salzburgerin rät jüngeren Menschen, die sich für eine Mitarbeit in dem Missionsspital interessieren, genau in sich hineinzuhören. Sie weiß, dass auch auf Katharina Leeb auch schwierige Zeiten zu kommen werden: „Je klarer der Ruf von Gott ist, je klarer ich weiß, ich gehöre hierhin, je klarer ich das akzeptieren kann, desto einfacher wird es für mich. Dann lernt man, die Hürden immer wieder mit Gott zu besprechen. Dass es Zeiten gibt, wo man sich ganz unten fühlt, das erlebt hier jeder." ■

www.diospi-suyana.com

„Zweite Abschaffung der Sklaverei"

■ In Brasilien werden Hausangestellte Arbeitnehmern rechtlich gleichgestellt.

Brasilia. (da) Im Jahre 1888 wurde die Sklaverei in Brasilien abgeschafft, aus Sicht vieler Einwohner folgt nunmehr die endgültige Befreiung. Der brasilianische Senat votierte ohne Gegenstimme für eine Verfassungsänderung, die Hausangestellten die gleichen Rechte wie alle anderen Arbeitnehmer einräumt. Bis zu 18-stündige Arbeitstage und Willkür des Arbeitgebers sollen nun ein Ende haben: „Das ist die zweite Abschaffung der Sklaverei", jubiliert auch die Vorsitzende der Hausangestellten-Gewerkschaft von São Paulo, Eliana Menezes.

Die knapp sieben Millionen Dienstmädchen, Gärtner, Köche, Haushälterinnen und Kindermädchen erhalten künftig einen garantierten Mindestlohn, einen 50-prozentigen Zuschlag bei Überstunden sowie einen Nachtzuschlag von 20 Prozent. Die Arbeitszeit wird auf acht Stunden pro Tag begrenzt, bei 44 Stunden liegt das Wochenlimit.

Schlupfloch im Gesetz

Nirgends auf der Welt gibt es annähernd so viele Hausangestellte wie in Brasilien. In der Regel handelt es sich dabei um Frauen – 93 Prozent aller Hausangestellten sind weiblich. Die sogenannten „Domésticas" machen acht Prozent aller Beschäftigungsverhältnisse aus. Der brasilianische Arbeitgeberverband warnt daher bereits, bis zu 800.000 Personen könnten ihren Job verlieren. Denn Berechnungen zufolge erhöhen sich durch die Anstellung die Kosten für Hausangestellte zwischen 18 und 40 Prozent. Das neue Gesetz lässt jedoch ein arbeitsrechtliches Schlupfloch: Die Regeln gelten nicht für Personen, die ihre Hausangestellte nur bis zu zwei Tage pro Woche beschäftigen.

Unterschwelliger Rassismus

Neben dem finanziellen Aspekt fürchten die Arbeitgeber auch um ihren Ruf. Bislang gehörte in der oberen Mittelschicht Brasiliens eine „Doméstica" zum guten Ton. Jenes Arbeitsverhältnis existierte bereits während der Kolonialzeit, bis heute ist die Mittelschicht tendenziell hellhäutig, während es sich bei den Hausangestellten in der Regel um Afrobrasilianer handelt. Für sie gibt es in den Apartmenthäusern eigene Hauseingänge, Aufzüge und Gänge in den Stiegenhäusern. Von Rassismus möchte man in Brasilien laut der Zeitung „taz" aber nichts hören; es handle sich um Klassenunterschiede, die mit unterschiedlicher Hautfarbe korrelierten. ■

Bürgerwehr nimmt Polizeichef fest

■ Mexikanische Aktivisten werfen Polizei Kollaboration mit Verbrechern vor.

Mexiko-Stadt. In rechtsfreien Räumen Mexikos, in denen Gewalt, Korruption und organisierte Kriminalität herrschen, greifen Bürgerwehren immer öfter zur Selbsthilfe. Jüngster Anlassfall ist die „Verhaftung" des Polizeichefs der Kleinstadt Tierra Colorada nahe dem Touristenzentrum Acapulco. Oscar Ulises Valles, elf weitere Polizisten sowie sechs Zivilisten wurden von den Mitgliedern der Bürgerwehr festgesetzt, die ihnen Kollaboration mit dem organisierten Verbrechen vorwerfen.

Anlass der Aktion war der Mord an dem Bürgerwehr-Kommandanten Guadalupe Quinones Carbajal. Rund 1500 teils schwer bewaffnete Personen versuchten daraufhin, seinen Mörder ausfindig zu machen, errichteten Straßensperren und führten Personenkontrollen durch. Erst als die Staatsanwältin des Teilstaats Guerrero, Martha Elva Garzón, zusicherte, den Mord zu untersuchen, übergaben die Mitglieder der Bürgerwehr die festgenommenen 18 Personen an die Polizei.

Groß ist die Skepsis gegenüber Polizei und Justiz in Mexiko. 50.000 Menschen starben in den vergangenen sechs Jahren alleine bei den Kämpfen zwischen Drogenkartellen um die Vorherrschaft; Medien berichten aus Furcht um das Leben ihrer Journalisten nicht mehr von den Ereignissen. ■